

(Nachdruck verboten.)

46]

Foma Gordjefew.

Roman von Maxim Gorki. Deutsch von Klara Brauner

Für Foma klangen diese Worte laut, aber leer, und sie verhallten, ohne auch nur ein einziges Gefühl in seinem Herzen aufzurütteln und einen einzigen Gedanken in seinem Kopf aufwecken zu machen.

„Man muß immer in etwas Unerreichbares verliebt sein. Der Mensch wächst, weil er sich in die Höhe redt.“

Jetzt, als Jeschow von sich zu erzählen aufgehört hatte, sprach er in einem andren, ruhigeren Ton. Seine Stimme klang fest und bestimmt, und das Gesicht nahm einen wichtigen, strengen Ausdruck an. Er stand mitten im Zimmer, hatte die Hand mit dem vorgestreckten Finger erhoben und sprach, als läse er:

„Die Menschen sind gemein, weil sie zur Satttheit streben. Ein fatter Mensch ist ein Tier, denn die Satttheit ist die Selbstzufriedenheit des Körpers, auch die Selbstzufriedenheit des Geistes macht den Menschen zum Tier.“

Er zuckte zusammen, als spannten sich plötzlich alle seine Sehnen und Muskeln an, und begann wieder in höchster Erregung durch das Zimmer zu rennen.

„Ein selbstzufriedener Mensch ist eine verhärtete Geschwulst auf der Brust der Gesellschaft . . . das ist mein verhasstester Feind! Er stopft sich mit Wahrheiten voll, die keinen Groschen wert sind, mit abgenagten Weisheitszehen, und gleicht einer Kammer, in der die geizige Hausfrau allerlei Kram aufbewahrt, den sie gar nicht brauchen kann. Wenn man einen solchen Menschen anrührt, weint man die Thür öffnet, die in ihn hineinführt, weht einem der Gestank der Verwesung entgegen, und in die Luft, die man einatmet, ergießt sich ein muffiger Hauch. Diese Unglücklichen nennen sich charakterfesteste Menschen, Menschen der Ueberzeugung und des Princips . . . und niemand will sehen, daß ihre Ueberzeugungen nur Kleider sind, mit denen sie die bettlerhafte Nacktheit ihrer Seelen bedecken. Auf der engen Stirn dieser Menschen leuchtet stets die allen sichtbare Aufschrift: Ruhe und Sicherheit! Diese Aufschrift ist aber falsch. Reibe die Stirn mit fester Hand ab, und Du wirst das wahre Schild sehen, auf dem Stumpfsinn und Engherzigkeit abgebildet sind!“

Foma sah, wie Jeschow im Zimmer herumrannte, und dachte traurig:

„Wen schimpft er? Das ist unverständlich. Man hat ihn wohl verkehrt, das sieht man . . .“

„Wie viel solche Menschen habe ich gesehen!“ rief Jeschow zornig und entsetzt aus. „Wie diese kleinen Läden sich im Leben vermehrt haben! Man findet darin Keinen für Totenhelden, Teer, Sandisucker und Borax für die Vertilgung der Schaben — man findet aber nichts Frisches, Warmes, nichts Gesundes darin! Man kommt mit kranker Seele, von der Einsamkeit ermattet hin, man kommt mit der Sehnsucht, etwas Lebendiges zu hören . . . Sie bieten einem etwas zum Wiederläuten an, — das sind die von ihnen durchkauften, vor Alter sauer gewordenen Gedanken. Und diese trockenen, harten Gedanken sind immer so armselig, daß eine ungeheure Menge von lauten und leeren Worten erforderlich ist, um sie auszudrücken. Wenn ein solcher Mensch spricht, kommt er mir vor wie eine fatte, aber an Bauchschlag leidende Stute, die, mit Schellen behängt, eine Fuhrer Mist aus der Stadt fährt, und — die Unglückliche! — mit ihrem Schicksal zufrieden ist.“

„Es sind also auch überflüssige Menschen.“ sagte Foma. Jeschow blieb ihm gegenüber stehen und sagte mit einem beißenden Lächeln auf den Lippen:

„Nein, sie sind nicht überflüssig, o nein! Sie sind da, um als Beispiel zu dienen und um den Menschen zu zeigen, wie sie nicht sein sollen. Eigentlich ist ihr Platz in den anatomischen Museen, dort, wo verschiedene Mißgeburten und allerlei krankhafte Abweichungen vom Normalen aufbewahrt werden. Im Leben giebt es nichts Ueberflüssiges, mein Lieber . . . sogar ich bin darin notwendig! Nur diejenigen Menschen, in deren Seelen sflavische Feigheit vor dem Leben wohnt, die in ihrer Brust an der Stelle des toten Herzens das ungeheuerere Geschwür der eckelhaftesten Selbst-

anbetung tragen, nur die sind überflüssig . . . doch auch sie sind nötig, und sei es nur, damit ich meinen Haß auf sie ergießen kann.“

Jeschow sprach den ganzen Tag bis zum Abend und bespötte die ihm verhassten Menschen mit seinem Tadel. Seine Reden steckten Foma mit ihrem zornigen Eifer an und riefen in ihm Kampflust hervor, obgleich ihr Sinn ihm dunkel war. Manchmal flammte in ihm das Gefühl des Mißtrauens gegen Jeschow auf, und in einem dieser Augenblicke fragte er ihn gerade heraus:

„Nun . . . und sagst Du das den Menschen ins Gesicht?“
„Bei jeder Gelegenheit . . . Und jeden Sonntag in der Zeitung . . . Soll ich es Dir vorlesen?“

Ohne Fomas Antwort abzuwarten, riß er ein paar Zeitungsblätter von der Wand und begann ihm daraus vorzulesen, indem er wieder im Zimmer herumrannte. Er brüllte, quietschte, lachte, fluchte die Zähne und glich einem bösen Hund, der in machtlosem Zorn an seiner Kette zerrt. Ohne die Gedanken in den Aufsätzen seines Kameraden zu verstehen, fühlte Foma ihren Mut, den giftigen Spott, den leidenschaftlichen Zorn, und das war ihm so angenehm wie ein heißes Dampfbad.

„Das ist geschickt!“ rief er aus, indem er irgend einen einzelnen Satz auffing. „Das ist gut gezielt!“

Er hörte ununterbrochen die Namen der bekannten Kaufleute und der angesehenen Stadtbürger, die Jeschow bald dreist und scharf angriff, bald ehrerbietig mit einem nadelfeinen Stachel verwundete.

Fomas Beifall, seine vor Vergnügen leuchtenden Augen und sein erregtes Gesicht spornten Jeschow noch mehr an, und er heulte und brüllte immer lauter; bald sank er ermattet auf den Divan, bald sprang er wieder auf und lief an Foma heran.

„Nun lies einmal von mir vor!“ rief Foma aus, der noch immer nicht genug hatte.

Jeschow stöberte in einem Zeitungshaufen herum, riß ein Blatt heraus, nahm es in beide Hände und blieb mit weit voneinander gespreizten Beinen vor Foma stehen, während diese sich in einen Sessel mit durchgedrücktem Sitz zurücklehnte und lächelnd zuhörte.

Die Notiz über Foma begann mit der Beschreibung des Gelages auf den Klößen, und Foma fühlte beim Zuhören, daß einzelne Worte ihn wie Rücken stachen. Sein Gesicht wurde ernster, er senkte den Kopf und schwieg düster. Es kamen immer mehr Rücken . . .

„Du bist schon ganz außer Rand und Band geraten!“ sagte er endlich verlegen und unzufrieden. „Durch die Verleumdung der Menschen erweist Du Gott keinen Gefallen.“

„Schweig! Warte!“ rief ihm Jeschow kurz zu und las weiter.

Nachdem Jeschow in seinem Artikel festgestellt hatte, daß der Kaufmann im Anstiften von Schändlichkeiten und Scandalen unfeindlich den Vertretern der andern Stände überlegen ist, fragte er, warum das so sei, und antwortete:

„Mir scheint, daß diese Vorliebe für wilde Streiche ebenso sehr aus dem Mangel an Kultur entsteht, wie sie durch den Ueberfluß an Energie und Nichtsthun bedingt ist. Es kann nicht bezweifelt werden, daß unsre Kaufmannschaft — mit geringen Ausnahmen — der gesunde und zugleich der unthätigste Stand ist. . .“

„Das stimmt!“ rief Foma aus und schlug mit der Faust auf den Tisch. „Das ist so! Ich habe so viel Kräfte wie ein Stier und so viel Arbeit wie ein Sperling.“

„Worauf soll denn der Kaufmann seine Energie verwenden? Auf der Börse kann er nicht viel davon verbrauchen, und er vergebend den Ueberfluß an Muskelkapital bei den Gelagen in den Schenken, ohne eine Vorstellung von einer andren, produktiveren und für das Leben wertvolleren Anwendung der Kraft zu haben. Er ist noch ein Tier, das Leben ist ihm schon zum Käfig geworden, und es ist ihm, bei seiner Gesundheit und bei seiner Zugellosigkeit, zu eng darin. Von der Kultur eingezwängt, können sie sich nicht davon abhalten lassen, ab und zu über den Strang zu hauen. Die Ausschweifung der Kaufmannschaft ist immer die Revolte eines gefangenen Tieres. Das ist natürlich schlimm.“

Aber ach! es wird noch schlimmer, wenn dieses Tier zu seiner Kraft noch ein wenig Vernunft hinzusetzt und sie einer Disciplin unterwirft! Glauben Sie mir, er wird auch dann nicht aufhören, Skandale anzustiften, das werden aber schon Geschichtsereignisse sein. Gott behüte uns vor solchen Ereignissen! Denn sie werden aus dem Streben des Kaufmannes nach Macht entspringen, sie werden die Allmacht dieses Mannes zum Ziel haben, und der Kaufmann wird bei der Wahl der Mittel zur Erreichung dieses Zieles keine Rücksicht nehmen."

"Nun, was sagst Du, stimmt das?" fragte Jeschow, als er die Zeitung zu Ende gelesen und sie beiseite warf.

"Ich verstehe das Ende nicht," erwiderte Foma. "Aber das von der Kraft ist richtig. Worauf soll ich meine Kraft verwenden, wenn niemand sie beansprucht! Ich sollte... mit Räubern kämpfen oder selbst ein Räuber sein... überhaupt irgend etwas... Großes thun. Und das müßte nicht mit dem Kopf, sondern mit den Armen und der Brust geschehen. Und dabei soll man an die Börse gehen und zusehen, daß man einen Rubel gewinnt. Und wozu braucht man ihn? Und wie ist es denn eigentlich? Ist denn das Leben für alle Zeiten so eingerichtet? Was ist das für ein Leben, wenn alle stöhnen und es allen darin eng ist? Das Leben muß doch nach dem Geschmack der Menschen sein. Wenn es mir enge ist, muß ich es ausdehnen, damit darin mehr Raum ist. Man muß es also niederreißen und umbauen. Aber wie? Das ist eben der Haken für mich. Was muß man thun, damit das Leben freier wird? Ich verstehe das nicht und stehe hier am Ende."

"Ja—a!" sagte Jeschow. "So weit bist Du also gekommen! Das ist recht, Bruder! Ach, Du solltest etwas lernen! Wie steht's bei Dir mit den Büchern? Liest Du etwas?"

"Nein, ich liebe das nicht... ich lese nicht."

"Darum liebst Du es auch nicht, weil Du nicht liest."

"Ich fürchte mich sogar zu lesen... Ich kenne hier jemand... für sie ist das Lesen schlimmer als das Trinken für den Säufer! Und was hat man von den Büchern? Jemand denkt sich etwas aus und läßt es drucken, und die andern lesen es. Wenn es interessant ist, dann ist es gut. Daß man aber aus den Büchern lernt, wie man zu leben hat, das ist schon etwas ganz Sinnloses. Das hat ja ein Mensch und nicht Gott geschrieben, und was für Gesetze und Beispiele kann denn der Mensch selbst für sich feststellen?"

Foma fühlte sich sehr wohl, da er sah, daß Jeschow ihm aufmerksam zuhörte und jedes Wort, das er sagte, abzuwägen schien. Da Foma sich zum erstenmal im Leben so behandelt sah, teilte er seinem Kameraden seine Gedanken frei mit ohne nach Worten zu suchen, denn er fühlte, jener würde ihn verstehen, weil er ihn verstehen wollte.

"Du bist wirklich ein interessanter Bursche," sagte Jeschow zwei Tage nach ihrer Begegnung zu ihm. Und obgleich Du schwer sprechen kannst, fühlt man in Dir doch vieles, vor allem einen großen Mut des Herzens. Wenn Du nur ein wenig Kenntnis von den Einrichtungen des Lebens hättest! Dann würdest Du, glaube ich, recht laut sprechen... ja—a!"

"Man kann sich aber doch mit Worten nicht reinigen... und nicht befreien," bemerkte Foma seufzend. "Du hast einmal von den Menschen gesprochen, die heucheln, daß sie alles wissen* und können. Ich kenne auch solche Menschen... zum Beispiel mein Pate... gegen die sollte man kämpfen... sie der Lüge überführen. Sie sind ein recht schändliches Volk!"

"Ich kann mir nicht vorstellen, Foma, wie Du leben kannst, wenn Du das beibehältst, was Du jetzt in Dir trägst," sagte Jeschow nachdenklich.

"Es ist mir schwer zu leben... Ich habe keine Ausdauer in mir... Im Augenblick könnte ich schon etwas thun... Ich verstehe sehr gut, daß das Leben allen schwer und eng ist, und daß auch der Pate sich dessen bewußt ist — ich weiß es! Doch er zieht daraus Nutzen. Er fühlt sich wohl in der Enge; er ist wie eine scharfe Nadel und kann überall durchdringen, wohin er will. Und ich bin ein großer, schwerer Mensch... darum ersticke ich! Darum lebe ich auch wie gefesselt. Ich könnte mich ja mit einem Schlag frei machen: ich müßte meinen Körper nur ordentlich ausstrecken... dann wären alle Fesseln gesprengt!"

"Und was dann?" fragte Jeschow.

"Dann?" Foma sann nach und machte dann eine Geste der Resignation. "Ich weiß nicht, was dann wird... das werde ich schon sehen!"

"Wir wollen sehen," stimmte Jeschow zu.

Dieser kleine, vom Leben zerschundene Mann war ein Säufer. Sein Tag begann damit, daß er des Morgens beim Thee die Lokalblätter überflog und dabei aus den Notizen der Berichterstatte das Material für sein Feuilleton schöpfte, das er gleich am Rande des Tisches abfaßte. Dann eilte er in die Redaktion und stellte dort aus den Ausschnitten auswärtiger Zeitungen die „Bilder aus der Provinz“ zusammen. Am Freitag mußte er das Sonntags-Feuilleton schreiben. Für alles das zahlte man ihm monatlich hundertfünfundzwanzig Rubel; er arbeitete rasch und widmete seine ganze freie Zeit „der Besichtigung und dem Studium der Wohlfahrts-Einrichtungen“ wie er es nannte. Er irrte zusammen mit Foma bis tief in die Nacht in den Klubs, Hotels und Gasthäusern herum und schöpfte überall Stoff für seine Aufsätze, die er „Bürsten zur Reinigung des gesellschaftlichen Gewissens“ betitelte. Den Censor nannte er den „Uebervacher der Verbreitung der Wahrheit und Gerechtigkeit im Leben," die Zeitung hieß „die Kupplerin“, die die Bekanntschaft des Lesers mit den schädlichen „Ideen“ vermittelt,“ und seine Mitarbeiterschaft daran bezeichnete er als „den Detailverkauf der Seele“ und als „das Unterfangen, sich gegen die göttlichen Einrichtungen aufzulehnen.“ Foma konnte schwer unterscheiden, wann Jeschow scherzte und wann er ernsthaft sprach. Er sprach über alles eifrig und leidenschaftlich und griff alles scharf an. Das gefiel Foma. Aber oft, wenn er die Rede voll Begeisterung begonnen hatte, widerlegte er ebenso leidenschaftlich seine eignen Worte und schlug sich selbst oder schloß mit irgend einer komischen Wendung. Es schien dann Foma, dieser Mensch habe nichts, was er liebte, was tief in ihm saße und ihn beherrschte. Nur über sich selbst sprach er mit einer ganz besonderen Stimme, und je eifriger er von sich sprach, desto schonungsloser und boshafter schimpfte er über alle und über alles. Auch seine Beziehungen zu Foma waren zweispaltig — manchmal ermutigte er ihn und sagte zu ihm, am ganzen Körper bebend:

„Nur los! Widerlege und stürze alles, was Du kannst! Stoße mit der ganzen Brust nach vorwärts! Es giebt nichts, was mehr Wert hätte als der Mensch, wisse das! Schreie mit aller Kraft: „Freiheit! Freiheit!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Ein Spiritist als Ministererzieher.

Das kleine Malheur der Blumenjongleurin Nothe liefert augenblicklich allen ungläubigen Spahövögeln reichlichen Stoff, um sich über das Geisterbeschwören und ähnlichen faulen Gauder lustig zu machen, wie er gegenwärtig einmal wieder bei einem erheblichen Teile der oberen Zehntausend zum guten Ton gehört. Der spiritistische Wumpitz ist eine specifisch aristokratische Liebhaberei. Das erhebt ja auch aus den saftigen Eintrittsgeldern, die das verunglückte Medium Nothe von ihren Verehrern eingefackt hat. Es ist aber schon eine alte Erfahrung, daß derartiger Aberglauben sein dankbares Publikum findet in absterbenden Gesellschaftsschichten, die den Glauben an sich selbst, wie jeden andren inneren Halt verloren haben und darum allerlei merkwürdige Kitzel in ihrem nobelen Spleen gebrauchen.

Zumal in den letzten Jahrzehnten vor der großen französischen Revolution war der Spiritismus eine so verbreitete Sache in den feinsten Kreisen und bei gottbegnadeten Fürstlichkeiten, daß man ihn unter die Versfallsymptome und unter die Vorboten der nahenden Sündflut rechnet. Der bekannteste Geisterbeschwörer des 18. Jahrhunderts ist jener Italiener Cagliostro, der ein Lebenselziger entdeckt hatte zur Verlängerung des irdischen Daseins bis auf ausgerechnet 5557 Jahre, seine Gläubigen mit den Geistern von Heinrich IV., Voltaire und Rousseau zu Tische lud, unter ungünstigen Umständen freilich auch anstatt der verprochenen Engel Affen erscheinen ließ, bis ihn seine Verwicklung in die Halsband-Affaire aus Frankreich vertrieb, und er schließlich im Kerker der Inquisition zu Ruhe kam. Wer sich über das Treiben dieses „Großphtha“ unterrichten will, lese Goethes gleichnamiges Schauspiel, worin die Schilderung des spiritistischen Schwindels dem Cagliostro'schen Original naturgetreu nachgebildet ist.

Der Großphtha war nur einer unter vielen, die gleichzeitig anderswo ihr Wesen hatten. In Schweden z. B. ließ sich König Gustav III. von seinem Sekretär Björnram mit Citirungen erlauchter Aminen mystifizieren, bis es dem Leibarzt Sven Hedin gelang, den Ganner zu entlarven. Und König Friedrich Wilhelm II. von Preußen hat sich während seiner ganzen Regierungszeit in dem Banne Johann Rudolfs von Bischofswerder befunden, der mit seinen Geisterbeschwörungen in Sanssouci es zuwege

brachte, eigentlicher Regent Preußens zu werden: in brüderlichem Zusammenwirken mit Böllner und der königlichen Maitresse Lichtenau. Worin seine Taschenspielerkunststücke bestanden, darüber ist besorgfältiger nicht eben viel Verbürgtes bekannt. Dagegen kennen wir sehr wohl seinen geisterbeschwörenden Lehrer in der Kunst spiritistischen Umgangs mit Menschen im allgemeinen, hochgestellten Personen im besonderen: Johann Georg Schröpfer.

In seiner Vaterstadt Leipzig anfänglich Kellner, dann Kneipwirt, hatte Schröpfer sich bald auf das einträglichere Gauflerwesen mit spiritistischem Schwindel geworfen und sein Debut abgelegt unter dem Deckmantel der Freimaurerei, indem er sich auf den angesehenen Logenmeister Herzog Karl von Kurland berief. Dadurch geriet er mit diesem Herrn in Zwistigkeiten, in deren Verlauf er sich 100 wohlgezahlte Stodprügel zuzog, wofür er noch obendrein eine schriftliche Quittung auszustellen hatte. Die erste Bekanntschaft mit dem Charakter und den Kniffen Schröpfers hat jenen vornehmen Gömmer des Maurertums nachher nicht verhindert, Hals über Kopf auf die weiteren Schwindeleien des erfindungsreichen Indusirieritters hineinzuplumpfen, der nun so weit gewigigt war, zu erkennen, daß man die kleinen Gauner hängt. Schröpfer steckte sich also höhere Ziele. Er verließ die große Seestadt an der Rhesa, wo eine zahlreiche Schar betrübter Manichäer seiner Rückkehr sehnsüchtig harrete, auf einige Zeit, fand sich aber nach der Ostermesse des Jahres 1774 wieder ein, durch eigne Machtvollkommenheit zum französischen Obersten Baron v. Steinbach ernannt.

Er nahm nun seine spiritistischen Séancen in größerem Stile wieder auf und mit solchem klingenden Erfolge, daß er das kostspielige Leben eines hohen Herrn führen konnte; seine alten Gläubiger hat er übrigens als großer Geist zu bezahlen vergessen. Er war ein tüchtiger Organisator der Erfolge, insofern er seine Gäste vor Eröffnung der Vorstellung durch reichliche Verabfolgung geistiger Getränke in zweckentsprechende animierte Stimmung versetzte und noch weiter beranste durch starke Verwendung intensiven Räucherwerks. So gelang es ihm u. a., den reichen Leipziger Seidenwarenhändler du Bose in seine Netze zu ziehen. Dadurch wurden einerseits stattliche Geldmittel für ihn flüssig, andererseits brachte du Bose ihn durch Empfehlungsschreiben in Beziehungen zu hochgestellten Dresdener Persönlichkeiten, vor allem zu dem Konferenzminister von Wurmb. Auch der Herzog von Kurland, der Schröpfer ehemals hatte verbannt lassen, wurde nun sein Freund und Gömmer.

Schröpfer konnte also an die Ausführung seines eigentlichen Feldzugsplanes gehen. Er behauptete, von dem aufgehobenen Jesuitenorden mit der Aufbewahrung eines Theiles von dessen unermeßlichen Schätzen betraut worden zu sein. Die wolle er seinem Vaterlande zu gute kommen lassen und auch seine Freunde daraus bedenken. Als Beweis für seine hochtrabenden Verheißungen legte er nicht etwa den fabelhaften Hort zur allgemeinen Ansicht aus, sondern er veranstaltete Geistererscheinungen in Dresden, die denn auch zur allgemeinen Zufriedenheit verliefen. Noch beruhigender war, daß thatsächlich nach eingezogenen Erlundigungen bei den Gebrüdern Bethmann in Frankfurt a. M. ein versiegeltes Paket gegen Quittung deponirt war, worin sich nach Schröpfers Angabe Millionen sächsischer Steuerscheine befanden.

Soweit war alles gut gegangen, hatte Schröpfer in dulci júbilo, in Macht und Ansehen gelebt. Da trat ein ärgerlicher Zwischenfall ein, insofern der französische Gesandtsrath am Dresdener Hof die Echtheit von Schröpfers Oberstenpatent bestritt und ihn als Betrüger zu entlarven drohte. Außerdem ließ es sich nicht länger vermeiden, das mysteriöse Paket nach Dresden kommen zu lassen und einen Tag für seine Eröffnung anzusehen. An dem großen Tage war alles zur Stelle, nur — der Baron ließ sich entschuldigen und war zu Pferde nach Leipzig. Als man es schließlich wagte, die Siegel zu erbrechen, erwies sich der Inhalt des Pakets als aus lauter Papierschnitzeln bestehend. Darum wußten aber zunächst nur Wurmb und du Bose, die aus guten Gründen reinen Mund hielten.

Indes wurde Schröpfers Lage auch in Leipzig bald ungemüthlich, daß er es für das Geratenste hielt, dieser schönen Welt, wo die Gimpel so zahlreich sind, Palet zu sagen. Er besorgte das mit einem grotesk-abscheulichen Wize. Auf den 7. Oktober 1774 lud er einige seiner Hauptanhänger zum Abendessen ein und theilte ihnen mit: „Diese Nacht legen wir uns nicht zu Bette; denn morgen mit dem Frühhesten, noch vor Sonnenaufgang, sollen Sie ein ganz neues Schauspiel zu sehen bekommen. Bis jetzt habe ich Ihnen Verstorbene gezeigt, die ins Leben zurückgerufen wurden; morgen aber sollen Sie einen Lebenden sehen, den Sie für tot halten werden.“ Gegen 5 Uhr brach man nach dem Rosenthal auf, wo er seine Begleiter mit den Worten verließ: „Nähren Sie sich nicht von der Stelle, bis ich Sie rufen werde; ich gehe jetzt in dieses Gebüsch, wo Sie bald eine wunderbare Erscheinung sehen sollen.“ Kurz darauf fiel ein Schuß, den die gespannt der kommenden Enthüllungen Wartenden nicht beachteten, sondern irgend einem frühzeitigen Jäger zuschrieben. Als sie aber, nach alzu langem Harren schließlich ungeduldig und unruhig geworden, in das Gebüsch eindrangten, fanden sie ihren Meister tot am Boden liegen; er hatte sich mit einer Taschepistole erschossen.

Der Minister v. Wurmb hatte nichts Siligeres zu thun, als durch einen Helfershelfer die Papiere Schröpfers, die ihn hätten kompromittieren können und vom Leipziger Rat beschlagnahmt und versiegelt worden waren, sühigen zu lassen. Er kam also mit einem blauen Auge davon. Dagegen hatte du Bose, der 4000 bis 5000 Thaler an Schröpfer gewandt hatte, das Nachsehen.

Wirklichen Gewinn trug nur einer der Zeugen von Schröpfers Thaten und dem überraschenden Schlußakt davon: Johann Rudolf von Bischofsverder. Er war erst ein gläubiger Jünger des Propheten gewesen. Nun war ihm freilich der Staat gestochen, aber er entnahm der Wirklichkeit und dem Ende seines Lehrers im Geisterbeschwören die Erkenntnis, wie man es anzufangen hat, um ohne Gefährdung die Dummen auf den Leim zu locken. Er suchte sich dann zu diesem edlen Zweck den König von Preußen an, mit demnach durchschlagendem Erfolge, daß er 1803 als Minister a. D., Ritter v. p. und frommer Christ friedlich gestorben ist. — d —

Kleines Feuilleton.

t. Die Wetterseite der Bäume. Selbst einem ungelübten Naturbeobachter muß die Erscheinung auffallen, daß an einem in freier Umgebung stehenden Baumstamm eine Seite besonders stark mit grünem Moos bewachsen ist und sich also durch ihre Färbung auszeichnet. Man wird auch leicht eine gewisse Gesetzmäßigkeit darin erkennen können, indem die Moosbewachung der Bäume durchschnittlich in einer bestimmten Himmelsrichtung besonders reichlich vorhanden ist. Do sich als Erklärung dieser Thatsache die Vermutung aufdrängt, daß die Witterung, insbesondere der Wind dabei die Hauptrolle spielt, so spricht man auch einfach von der Wetterseite der Bäume. Uebrigens lassen sich ähnliche Wahrnehmungen auch an toten Gegenständen, im Besonderen an Holzspählen, Sämen und ähnlichem machen. Es ist nun eine ganz interessante Frage, ob diese Wetterseite der Bäume in ihrer Entstehung wirklich in so engem Zusammenhange mit wesentlichen Elementen des Wetters steht, daß man sich nach ihrer Lage zu den Himmelsrichtungen wie nach einem Kompaß richten kann, eine Behauptung, die oftmals geäußert worden ist. Der Botaniker Krämer hat in der „Botanical Gazette“ eingehende Untersuchungen veröffentlicht, die eine Aufklärung nach dieser Richtung hin herbeiführen sollen. Er verzeichnet zunächst die Thatsache, daß in den Vereinigten Staaten von Amerika, wo er seine Beobachtungen gesammelt hat, die Ansicht vorherrschend ist, die Wetterseite der Bäume sei im allgemeinen nach Norden gerichtet. In Deutschland ist man wohl ebenso im allgemeinen der Meinung, daß die Wetterseite nach Westen zeigt. Krämer wählte eine gewisse Anzahl von Bäumen: Eichen, Kastanien und andre zu seinen Prüfungen aus. Er konnte feststellen, daß einige Moose sich auf allen Seiten der untersuchten Baumstämme fanden. Immerhin ergaben sich für die Bewachung der Stämme mit Moosen und andren Schmarogerpflänzchen zuweilen bestimmte Unterschiede. Es war aber nicht die Nordrichtung, sondern die östliche Himmelsgegend, die bevorzugt erschien. Es sollte nun auch einmal in unsrer Heimat eine eingehendere Nachprüfung stattfinden, um zu ermitteln, ob der allgemeine Glaube an die westliche Wetterseite der Bäume bei uns besser begründet ist als der entsprechende in Nordamerika. Völlige Klarheit haben auch die Arbeiten Krämers nicht gebracht. Die Vermutung liegt nahe, daß sich die Bewachung der Baumstämme auf der Seite am kräftigsten entwickelt, wo sie die meiste Feuchtigkeit von außen her empfangen. Danach würde man die Wetterseite in der Himmelsrichtung zu suchen haben, aus der die häufigsten regenbringenden Winde kommen und damit würde die Beobachtung übereinstimmen, daß die Wetterseite der Bäume in der nördlichen gemäßigten Zone von Europa nach Westen weist. Andererseits glaubt aber Krämer nachweisen zu können, daß sich an den Bäumen häufig die moosgrüne Seite des Stammes in der Richtung findet, die vor dem Wind am meisten geschützt ist. Dieser Widerspruch mußte erst noch aufgeklärt werden. Auch wird man zwischen vereinzelt stehenden Bäumen und denen eines Waldes zu unterscheiden haben, da im Innern eines Waldes die Windrichtung weniger zum Ausdruck kommt und die Ausbildung einer Wetterseite daher auch weniger zu erwarten ist. Jeder Naturfreund kann durch mühevolle Beobachtungen dazu beitragen, daß die über obige Fragen noch bestehende Unsicherheit beseitigt wird. —

Musik.

Wer sich für Oestreich interessiert und dabei irgend eine Beziehung zur Musik hat, wird leicht die Eindrücke jenes Länderganzen doppelt genießen können: in der Wirklichkeit und in der Tonkunst. Zwar läßt sich nicht gut von einer national-österreichischen Musik sprechen, etwa so, wie uns Französisches oder Italiänisches oder Norwegisches oder Russisches einheitlich erscheint. Dafür ist jenes Länderganze — Ungarn eingerechnet — doch allzusehr national zerstückelt; und die spezifisch ungarischen oder slavischen oder andre Weisen sind es nicht einmal, was wir hier meinen. Vielmehr gilt unsre heutige Erinnerung vorwiegend der in Oestreich zur Entfaltung gelangten klassischen und modernen Kunstmusik Deutschlands. Nachdem durch sächsische Tonkünstler, zumal durch Haendel, durch Bach und zum Teil noch durch dessen Söhne, die höchste Blüte der neueren Musik vorbereitet war, in jenem gebundeneren, strengerem Stil, den alle Späteren noch nicht übertroffen haben, und nachdem von verschiedenen Ansätzen her — durch Mannheim'ser Tonkünstler, durch einige Bach-Söhne selber und durch Andre — eine weitergreifende Schaffensweise angeregt war: da sind es östreichische Meister gewesen, die das Ergebnis dieser Entwicklung, eben jene höchste Blüte der neueren Musik, auf ihrem Heimatsboden gezogen haben. Voran Haydn und Mozart, dann der in denselben Boden verpflanzte nordische Rheinländer Beethoven, und ihnen nachfolgend neben dem Größten der

Späteren, Schubert, noch manche Kleinen, wie Hummel. Der Gegensatz zwischen jenen Sachsen und diesen Oestreichern läßt sich bis in vortragstechnische Einzelheiten verfolgen. Und war der tanzmäßige Bestandteil jeder Musik dort der internationalen Fülle italienischer, französischer und noch anderer Tänze entnommen, so gestaltete er sich hier allmählich heimisch. Dazu trug denn auch ganz besonders das, neben der eigentlichen Kunstmusik einhergehende Wirken der originell österreichischen Tanzmusiker, der Wanner und Strauß, bei. Kaum ein Meister, bei dem all diese Elemente so innig zusammenarbeiten wie bei Schubert. In seinen deutschen Tänzen, in seinen Märchen, in den Trios seiner dritten Sonatensätze und dergleichen, in manchen seiner Impromptus usw. werden uns österreichische Landschaft und Volksfreude lebendig; wir liegen mit ihm im Freien und hören ausgelassene niederösterreichische und schwermütige ungarische Weisen. Zahlreichere Komponisten, als man vor näherer Betrachtung ahnt, haben diese Linien fortgesetzt. In Julius Belleners Deutschen Tänzen lebt ein zweiter Schubert. Ein Sachse war es, der, dem großen sächsischen Romantiker Robert Schumann nahestehend, auch ein Oestreicher geworden ist und als solcher die Musiktradition gepflegt hat: Robert Volkmann, zuletzt Theorie-Professor in Budapest, und dort wohl ärmer an Anregungen, als es an eigentlich deutschen Kunststätten möglich gewesen wäre. Auch in seinen verschiedenen „Skizzen“, im „Buch der Lieder“ und in andren Klavierstücken wie z. B. dem Oklus „Bisegrad“, dann selbst in seiner D-moll-Sinfonie usw. tönen Klänge jener heimisch-ländlichen Art Schuberts. Allmählich treten Nichtdeutsche hinzu: vor allem der wohl älteste große Tonkünstler der Czechen: Friedrich Smetana (1824—1884); seine symphonische Dichtung „Mein Vaterland“, in der ebenfalls ein „Bisegrad“ erscheint, ist wenigstens bruchstückweise in weitesten Musikkreisen bekannt geworden. Und Anton Dvorjak (geboren 1841), der jetzige Glanzname der Musik aus Böhmerland, genießt ja überall eine über seine Bedeutung noch hinausreichende Anerkennung.

Kommt man von Aufführungen einiger Werke aus dieser österreichischen Tradition her, so wird man leicht zu solchen allgemeinen Betrachtungen fortgezogen. Jene Kompositionen wirken allesamt nicht durch strappierende Einzelheiten und Neuheiten, die einen intensiv beschäftigten; es ist vielmehr der so tief erwärmende und erfrörende Zug ihrer Gesamthaltung, etwas Volkstheches mit einem unseugbaren Zug des Allzubehaglichen in der Faktur, des rührend Naiven und Primitiven, selbst ein wenig Leiermäßigen. Lange trafen wir nichts so Schlichtes, Effeltreies, dabei freilich dramatisch Belangloses und doch ganz entschieden Kunstmäßiges an, wie die einaktige komische Oper „Im Brunnen“ von dem Prager Professor Wilhelm Blodek (1834—1874), die am Dienstag im Theater des Westens aus ihrer 35-jährigen Vergangenheit wiedererweckt wurde. Sie besitzt eine so entzückende altväterliche Lyrik des Gesanges und des Szenenbildes, daß man Stelle für Stelle daraus citieren möchte.

Weit gewichtigerer Art, zum Teil stark dramatisch, doch ebenfalls von guter Schlichtheit ist Smetanas „Volksoper“ in 2 Akten: „Der Kuß“, die uns nach jenem Einakter vorgeführt wurde. Unter Smetanas Opern, die mit der „Verkauften Braut“ von 1866 beginnen, ist sie eine der jüngeren (1876) und eines der beliebtesten Repertoirestücke in Wien und Prag. Sie ist schon von vornherein günstig gestellt durch ihr, gleich dem des vorigen Werkes, recht vernünftiges Textbuch. Allerdings ist dieses nicht unschuldig daran, daß die Oper — für die ein Akt genügt hätte — manche Breiten enthält, und ist der Komponist nicht unschuldig daran, daß in diesen Breiten seine Leistungen auch geringer werden. Allein diese Breiten sind nicht zu vergleichen mit jenen weisichweiligen und gezwungenen Nebenwerf, das in den jüngst vorgeführten Opern von Kienzl und von d'Albert so gefährlich auf den Verken und auf uns lastete. Die Schlichtheit dieser Volksoper besteht auch darin, daß keine Kreuz- und Querinteressen von der Hauptsache ablenken; es liegt in dem Ganzen etwas so Wohlthuendes, Direktes, Unmittelbares. Deswegen war es auch von jenem Theater nicht wohlgethan, daß es ganze Stüde aus dem zweiten Akt herausstrich. Und noch weniger wohlgethan war das viele Schleichlingen und die nicht eben sehr sorgfältige Durcharbeitung des „Auffes“. Vielleicht, daß Otto Marol, der in jenem Einakter gastierte, mit seiner frischen und gut, nur nicht gleichmäßig, gebildeten Tenorstimme dem Westentheater so nützlich werden kann, wie ihm etwa die Damen Camilla Goezel, Marg. Liebman-Groß und auch Lina Donziger nützlich sind.

Ein Zurückgreifen auf Volkmann ist, im Verhältnis zu seiner Bedeutung, in Berlin so selten, daß man dem neulichen großen Philharmonischen Konzert die Vorführung der ersten von seinen zwei Sinfonien hoch anrechnen kann. Volkmanns D-moll-Sinfonie verdient die ihr längst zu teil gewordene Anerkennung als einer Beethovens-Nachfolge in der That. Keine neue Sprache, aber in der alten Sprache Großes und Gewaltiges, und alles klar einleuchtend. Damit uns jene österreichischen Klänge recht vielseitig lämen, wurde das Philharmonische eingeleitet mit der Dvorjakschen Ouverture für großes Orchester, „Carneval“ betitelt (op. 92), einem der von Trivialitäten freiesten Werke Dvorjaks. — Vortragskunst war aus Herrn Kilijch' Leitung des Konzertes nicht eben zu lernen; anher man will sich den Mangel an notorischer Schärfe, mit welcher der Dirigent das Andante bei Dvorjak und das Scherzo bei Volkmann wiedergab, zum Muster dafür nehmen, wie man's nicht machen soll. Eine wahrhafte

Erquickung bot dagegen Edouard Risler mit dem Vortrag von Mozarts Klavierkonzert C-moll. Auch die dazu komponierte Cadenz von Rahnaldo Hahn, einem jungen vielseitigen, besonders in Klaviersachen fruchtbaren französischen Komponisten, war eine interessante Bekanntschaft.

Noch sind zahlreiche ältere und jüngere Tondichter aus Oestreich im deutschen Stammland recht wenig bekannt, so mannigfaltige Auswahl auch zur Verfügung steht. An Zeit und Raum und Kräften zu einer ausgleichenden Gerechtigkeit nach dieser Richtung fehlt es im Berliner Konzertleben jedenfalls nicht. — sz.

Gesundheitspflege.

is. Ansteckung durch Husten und Niesen. In dem Hygienischen Institut der Universität Gießen hat Dr. Kirstein Untersuchungen über die Frage angestellt, deren Ergebnisse auch für ein nichtärztliches Publikum beachtenswert sind. Es war der deutsche Hygieniker Flügge, der vor geraumer Zeit den Nachweis führte, daß die beim Sprechen, besonders aber beim Husten und Niesen herausgeschleuderten winzigen Wassertropfchen Träger von Krankheiten sind und infolge dessen bei gewissen Krankheiten auch eine Ansteckung vermitteln können. Es muß nun, wie die „Blätter für Volks-Gesundheitspflege“ hervorheben, immer wieder betont werden, daß man aus solchen Thatfachen keine Veranlassung zu besonderer Aufmerksamkeit zu entnehmen braucht, weil für einen gesunden Menschen das Vorhandensein von Krankheitskeimen in seiner Umgebung oder auch die Aufnahme solcher noch keine unmittelbare Gefahr bedeutet, da noch mehrere Umstände zusammenkommen müssen, ehe eine wirkliche Ansteckung erfolgt. Andererseits läßt sich der Schluß nicht abweisen, daß die Gefahr der Ansteckung beim Vorhandensein der Keime beginnt und daß infolgedessen auf ihre Vermeidung oder Vernichtung nach Möglichkeit geachtet werden muß. Daher forscht die Gesundheitspflege so eifrig danach, wo ansiedende Keime vorkommen, wie groß ihre Lebensfähigkeit ist, wie sie sich von Mensch zu Mensch verbreiten und wie sie am gründlichsten unschädlich gemacht werden können, ehe sie Schaden gestiftet haben. Dr. Kirstein hat nun prüfen wollen, wie lange die Keime beim Sprechen, Husten und Niesen ausgespritzten Tröpfchen die in ihnen etwa befindlichen Keime lebend erhalten; Derartige Tröpfchen sind äußerst klein, etwa nur vom hundertsten Teil eines Millimeters im Durchmesser, sie enthalten daher auch nur einen oder wenige Keime. Trotzdem ist ihre Rolle in der Verbreitung besonders der Schwindsucht und der Diphtherie nicht zu unterschätzen. Die Lebensfähigkeit der so verpflanzten Keime ist verschieden, je nach der Widerstandsfähigkeit des betreffenden Krankheitserregers; im allgemeinen aber ist sie nicht von langer Dauer, falls sie dem Licht ausgesetzt sind. Verpflanzte Diphtheriebacillen sterben in hellen Räumen nach 1—2 Tagen, in dunklen Kellern nach 5 Tagen. Die Tuberkelbacillen haben eine längere Lebensdauer von 5 Tagen bei Lichtzutritt und sogar von 22 Tagen bei Dunkelheit. Noch länger hielten sich die Keime der Eiterungen und des Wundfiebers. Im Verhältnis zur Lebensdauer der Keime steht selbstverständlich die Gefahr der Ansteckung. Jeder Vernünftige wird aus diesen Mitteilungen einige Schlüsse ziehen und deren Inhalt auch beachten. Zunächst zeigt sich wieder einmal die ungeheure gesundheitliche Bedeutung des Sonnenlichts und, daraus folgend, die Schädlichkeit dunkler Wohnungen und besonders der Kellerwohnungen. Sodann wird sich auf Grund dieser Ueberlegungen jeder Kranke selbst sagen müssen, daß er die größte Rücksicht auf seine Umgebung zu nehmen hat, und er muß dazu nötigenfalls von den um ihn beschäftigten Personen angehalten werden. Trotzdem wird eine gründliche Desinfektion auch nach überstandener Krankheit nicht zu unterlassen sein. Die Veröffentlichung solcher Thatfachen soll erzieherisch wirken, nicht durch Erzeugung einer an Aberglauben streifenden Furcht, sondern durch die Einsicht in die Notwendigkeit einer verständigen Vorsicht. —

Humoristisches.

— In Trauer. Erste Freundin: „Wie, noch immer in Trauer?“

Zweite Freundin: „Ach ja, die gute Tante kann ich nicht vergessen. . . dies ist nun schon das dritte schwarze Kleid, welches ich mir habe machen lassen.“ —

— Schade. A.: „Wie ich höre, hat ihr Lieschen wieder aufgehört mit dem Klavierpiel, gnädige Frau! Warum eigentlich, wenn ich fragen darf?“

B.: „Ach Gott, es hatte wirklich keinen Zweck, denn sie ist vollkommen unmusikalisch.“ —

A.: „Sehr, sehr schade — sie hatte es doch schon so schön in den Fingern.“ —

— Ein Prinz im Examen. Prinz: „Bevor die Prüfung beginnt, eine Frage, Herr Professor: „Sind Sie der Meinung, daß die akademischen Würger gleichwertig sind?“

Professor: „O, keineswegs!“

Prinz: „Und haben Sie selbst immer den Standesvorrechten hochgeborener Studenten Rücksicht getragen?“

Professor: „Ganz gewiß.“

Prinz: „Sehr gut. Ich bin befriedigt. Sie haben das Examen cum laude bestanden!“ —

(„Lustige Blätter.“)